

EVAN GERSHKOVICH

**DIESES
VERFLUCHTE
WUNDERSCHÖNE
LAND**

EVAN GERSHKOVICH

**DIESES
VERFLUCHTE
WUNDERSCHÖNE
LAND**

**491 Tage in russischer Haft
Meine Geschichte**

Aus dem Englischen von
Anja Lerz, Karin Schuler und Johanna Wais

DVA

Die Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel »This Cursed Beautiful Land:
A Russian-American Story«
bei Crown Publishers, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage
© 2026 by Evan Gershkovich, All rights reserved
Copyright für die deutschsprachige Ausgabe
© 2026 Deutsche Verlags-Anstalt
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Ludger Ikas
Umschlaggestaltung: zeromedia.net, München,
nach einer Vorlage von Chris Allen
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-421-07053-1
www.dva.de

Für meine Familie

Oh, wie schwer ist es, in Rus zu leben!
Wie dumm wir alle sind, wie unglaublich dumm.

– Maxim Gorki

INHALT

Russischer Gefängnislang	11
Anmerkung des Autors	13
Prolog – Man steigt nie zweimal in denselben Fluss	15

1 DIE PARTY IST VORBEI 23

1 Vorstadtsowjets	25
2 Nach dem Anfang vom Ende	39
3 Der Staat gewinnt immer	50
4 Das Land der Apathie	62
5 Was machen wir mit dem hier?	75
6 Die Revolution auf dem Rückzug	87
7 Je weniger man weiß, desto besser schläft man	103
8 Der Spion, der sich selbst austrickste	120
9 Der Köder	137

2 ARBEITSTAGE 157

10 Relax FM	159
11 Quarantäne	179
12 Nachbeben	197
13 Was liegt an?	207
14 Saubere Arbeit	222

- 15 Ein vereinfachtes Leben 232
16 Hinsetzen, aufstehen 246
17 Ein Tag im Leben des Iwan Michailowitsch 257
18 Wir wollen einen Deal 270
19 Willkommen in unserer Welt 284

3 INNERES EXIL 301

- 20 Steh auf, Wanka! 303
21 Das Land wird bleiben 312
22 Rädchen im System 321
23 Mit allen Sachen 331
24 Sie sind nicht mehr in Lefortowo 347
25 C'est la vie 360
26 Hoffnung ist alles, was wir haben 377
27 Der Prozess 390
28 Auf Wiedersehen, Moskau 413

4 DIESES VERFLUCHTE WUNDERSCHÖNE LAND 433

Epilog – Alles fließt 469

Nachwort – Das Spiel 473

Danksagung 487

Weiterführende Literatur 490

RUSSISCHER GEFÄNGNISSLANG

<i>arestant</i>	Inhaftierter
<i>awtosak</i>	Gefangenentransport
<i>balanda</i>	Anstaltsessen, Gefängnisfraß
<i>chata</i>	Hütte (Zelle)
<i>dalnjak</i>	Toilette
<i>doroga</i>	»Wege«, System zur Weitergabe von Nachrichten und Waren
<i>dubok</i>	Tisch im Haftraum
<i>etap</i>	Transfer
<i>kaptjorka</i>	Depot, Lagerraum
<i>kitscha</i>	Disziplinarzelle, »Bunker«
<i>konwoi</i>	Konvoi
<i>kormuschka</i>	Essensklappe
<i>kosjol</i>	Inhaftierter, der für die Gefängnisverwaltung arbeitet
<i>kryssa</i>	Verräter, Zinker
<i>lager</i>	Strafkolonie
<i>natschalnik</i>	Vorsteher, Chef
<i>peredatschka</i>	Care-Paket
<i>perwochodka</i>	Frischling
<i>petuch</i>	Unterste Kaste im Gefängnissystem
<i>prodol</i>	Gang, Flur
<i>schanson</i>	Gefängnislieder

schkonka Pritsche

sek Inhaftierter, Sträfling, Häftling

sledak Ermittler

smotrjaschtschi »Wächter«, leitender Inhaftierter

sona Strafkoloniesystem

stolypinski wagon »Stolypin-Waggon« (Gefangenentransportzug)

stukatsch Informant, auch Spitzel, Denunziant

truba Telefon

tschaika Jemand in einer niedrigen Kaste des Gefängnisystems

tschifir Gefängnistee

wertuchai Wärter

ANMERKUNG DES AUTORS

Seit ich im Herbst 2017 nach Russland kam, um als Reporter anfangs für die *Moscow Times* und später für das *Wall Street Journal* zu arbeiten, ist die Regierung des Landes deutlich drakonischer geworden. Einige Menschen, die in diesem Buch vorkommen, haben der Nennung ihres echten Namens zugestimmt; anderen habe ich frei erfundene Namen gegeben. Im Lefortowo-Gefängnis habe ich mit mehr als einem Zellengenossen zusammengelebt. Um die noch Inhaftierten zu schützen, habe ich sie zu einer einzigen Person verdichtet. Alle Ereignisse und Zitate sind echt.

Die hier erzählte Geschichte basiert auf meinen Erinnerungen, ergänzt durch Tagebücher, Berichte, Recherchen und Faktenchecks. In seinen *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch* schreibt Dostojewski: »Der Mensch neigt dazu, über sich selbst zu lügen.« Ich habe mein Bestes getan, diesem Drang zu widerstehen.

PROLOG

MAN STEIGT NIE ZWEIMAL IN DENSELBen FLUSS

März 2023

Es waren acht Seiten – mehr, als ich erwartet hatte.

Pawel beugte sich vor und drückte mir die Papiere in die Hand. Mir fiel sofort auf, dass dies nicht die Notizen waren, über die wir gesprochen hatten. Mit schwarzem Kugelschreiber waren sorgfältig Tabellen aufgezeichnet, die wie offizielle Produktionszahlen aussahen.

Pawel sah mich aufmerksam an, während ich die Seiten überflog.

»Ich habe die Unterlagen genau kopiert, damit du sie besser verstehst«, sagte er zur Erklärung.

Ich blickte zu Pawel auf. Der Gewerkschaftsführer der Fabrikarbeiter war stämmig und kräftig gebaut, hatte kurz geschnittenes braunes Haar und die Hände eines Mannes, der den Großteil seiner über vierzig Lebensjahre mit körperlicher Arbeit verbracht hatte. Wir befanden uns in Jekaterinburg, einer Stadt im Ural. Ich war wenige Stunden zuvor aus Moskau eingeflogen. Jetzt saßen wir an einem Holztisch in der Nähe der Bar ganz hinten im Bukowski Grill, einem kitschigen Steakhouse im amerikanischen Stil mit künstlichen Hirschköpfen an den Wänden. Ich hatte es mir mit dem Rücken zur Wand auf einer Bank bequem gemacht.

Es war kurz nach 16 Uhr, und das Lokal war praktisch leer. Mein Blick streifte die Barkeeper, die gelangweilt auf den Ansturm am Abend zu warten schienen. Der eine spielte nervös mit einem Glas herum, der andere beobachtete mich mit einem neugierigen Lächeln. Pawel und ich hatten bereits unser spätes Mittagessen beendet und nichts weiter bestellt. Meine Augen wanderten zurück zu den Unterlagen. Ich wollte verstehen, was Pawel mir da zeigte. Ich zog mein Notizbuch heraus. Er erklärte, dass die Panzerproduktion steige.

Ein Jahr zuvor hatte Russlands Präsident Wladimir Putin Europa ins Chaos gestürzt, indem er einen Überfall auf die Ukraine befahl. Es sollte ein Blitzangriff sein – Putin erwartete, die Regierung in Kyjiw innerhalb weniger Tage zu beseitigen. Jetzt aber steckten Russlands Armeen im größten Bodenkrieg in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg fest. Die Ukraine unter der Führung von Wolodymyr Selenskyj hatte Russland mit der Stärke und Entschlossenheit ihrer Streitkräfte überrascht, die sich zudem auf amerikanische und europäische Hilfe stützen konnten. Die Daten in meinen Händen ließen erahnen, dass Moskau sich für einen längeren Kampf rüstete.

Tom, ein Kollege beim *Wall Street Journal*, der seit Jahren über Russlands Rüstungsindustrie schrieb, hatte mich ein paar Wochen zuvor mit Pawel in Kontakt gebracht. Der Gewerkschaftsführer hatte Tom schon früher bei Reportagen geholfen. Die beiden kannten sich seit mehr als vier Jahren. Aber Tom hatte Russland vor dem Krieg verlassen, und die Wiedereinreise war ihm verweigert worden. So blieb es mir überlassen, Pawel persönlich zu treffen.

Tom und ich hatten am Abend zuvor miteinander gesprochen. Mein Kollege befand sich auf einer Reportagereise in Warschau, ich war in Moskau. Das Treffen erschien uns riskant, vor allem für Pawel. Inmitten der Kriegsparanoia war es gefährlich für einen russischen Bürger, als Quelle für einen ausländischen Journalisten zu

fungieren. Quellen konnten der Verletzung von Zensurgesetzen oder sogar des Landesverrats beschuldigt werden. Ich hatte Tom gesagt, dass ich mir Sorgen um Pawel machte, aber doch glaubte, dass alles glatt laufen werde.

Unsere Vorgesetzten machten sich wiederum mehr Gedanken um meine Sicherheit. Mehrere Tage lang hatten wir mit meinem Bürochef, den Redakteuren, Juristen und einem Sicherheitsberater diskutiert, wie wir das Treffen angehen sollten. Die Anweisung war, dass Pawel keine Papiere mitbringen und ich nichts von ihm entgegennehmen sollte. Das hatte ich Pawel weitergeleitet, und er hatte zurückgemeldet, dass er vielleicht doch ein paar Unterlagen mitbringen werde, um besser erklären zu können, worum es ging.

Ich machte mir gerade Notizen zu den Schriftstücken, als ich laute Schritte hörte. Ich schaute von meinem Notizbuch auf. Eine Gruppe Männer tauchte hinter der Bar auf und bewegte sich auf uns zu. »Ich glaube, wir haben diesen Tisch gebucht«, bellte uns einer von ihnen quer durch den Raum an. Ihr plötzliches Auftauchen und die seltsame Äußerung konnte ich erst überhaupt nicht einordnen.

Als sie näher kamen, merkte ich, dass sie maskiert waren, nur ihre Augen waren unter ihren Sturmhauben zu sehen. Pawel sprang abrupt auf. Ein Anflug von Schuldgefühl überkam mich: Hatte ich eine Quelle in Gefahr gebracht?

Der Gedanke wich jedoch sofort der Panik. Instinktiv versuchte ich noch, die Papiere in der Spalte zwischen der Bank und der Wand zu verstecken.

Die Männer stürzten sich sofort auf uns. Eine Hand packte mich am Kragen und zog mich von der Bank.

Kurz bevor ich mit dem Gesicht auf den Boden gedrückt wurde, sah ich noch, wie Pawel in der Menge verschwand.

Jemand brüllte: »Sie werden vom Föderalen Sicherheitsdienst der Russischen Föderation festgenommen.« Ich hatte also keine

Polizisten vor mir. Diese Männer waren vom FSB, dem Nachfolger des KGB der Sowjetzeit. Das sagte mir nur eines: Dies war kein Missverständnis.

Handschellen klickten um meine Gelenke. Ich bekam einen schwarzen Sack über den Kopf gezogen. Die Männer schoben mich nach draußen und drängten mich in einen Van. Dort fand ich mich auf einer harten Bank wieder, gegenüber der Schiebetür, die krachend zufiel.

Mein Herz pochte. Mein Kopf war völlig leer. Ich verlor jedes Zeitgefühl. Irgendwann ging die Tür des Transporters auf und wieder zu. Ich hörte Gescharre und Menschen, die sich hinsetzten. Schließlich setzte sich der Wagen in Bewegung. Man zog mir den Sack vom Kopf.

»Für wen arbeiten Sie?«, wollte ein Mann mittleren Alters in schwarzer Lederjacke mit weißem Hemd und schwarzer Krawatte wissen. Er saß direkt vor mir, umgeben von mehreren anderen Männern, die jetzt ihre Sturmhauben abgenommen hatten.

Ich antwortete nicht gleich. Meine Augen mussten sich erst an das Licht gewöhnen. Ich versuchte zu verstehen, was sie von mir wollten.

»Für das *Wall Street Journal*«, sagte ich mit einem nervösen Lachen.

Man zog mir wieder den Sack über den Kopf. Einer der Männer im Van nahm mich in den Schwitzkasten, während ein anderer mir mit den Fäusten kräftig in die Magengrube schlug, bis ich keine Luft mehr bekam. Jeder Schlag schien nur die eine Botschaft zu vermitteln: Du bist machtlos.

Dann wurde der Sack wieder heruntergezogen. Der Mann in der Lederjacke schaute mich an. »Ich wiederhole meine Frage«, schnarrte er. »Für wen arbeiten Sie?«

Durch das abgedunkelte Fenster hinter seinem Kopf sah ich die Schatten der Stadt vorbeigleiten. Ich konnte nicht sagen, ob es schon Abend war. »Sie haben nicht mehr viel Zeit, bis wir in der

Dienststelle ankommen«, fuhr der Mann in der Lederjacke fort.
»Wenn Sie milde behandelt werden wollen, reden Sie jetzt.«

Mein Mund wurde trocken. Ich wusste, dass es sinnlos war, aber die Worte sprudelten nun in einem rauen Flüsterton aus mir heraus. Ich erklärte, dass ich an einer Story über Russlands Militärproduktion arbeitete, dass sie in meinem Pass eine laminierte Karte finden würden – eine Akkreditierung des russischen Außenministeriums, die belegte, dass ich Journalist war, und die mir, einem amerikanischen Bürger, erlaubte, im Land zu arbeiten.

Die Mundwinkel des Mannes verzogen sich zu einem Lächeln. Er schnitt mir das Wort ab. »Was würde Ihre Regierung davon halten, wenn unsere Journalisten in *Ihrem* Land an solchen Artikeln arbeiten würden?«

Der Van kam zum Stehen. Wir waren da. »Das war's«, sagte der Mann. »Das war Ihre letzte Chance.«

Jetzt zerrten die Beamten mich, wieder mit dem Sack über dem Kopf, Stufen hinauf und durch mehrere Gänge. Mein Kopf und mein Oberkörper waren dabei nach vorne gebeugt, und mit den Schienbeinen schlug ich gegen die Treppenstufen. Ich war zwar desorientiert, wusste aber aus meiner jahrelangen Berichterstattung, was normalerweise als Nächstes kam: Elektroden, die an verschiedenen Körperteilen befestigt wurden, an den empfindlichsten, wenn das Opfer nicht schnell eine fingierte Aussage unterschrieb und ein reales oder fingiertes Verbrechen gestand. Ich hatte plötzlich nur noch einen Gedanken: *Lieber sterbe ich, als das durchzustehen, was sie mir womöglich antun.*

Wir blieben abrupt stehen, und sie drückten meinen Kopf gegen eine Wand, sodass ich stillhalten musste. So, mit vorgebeugtem Oberkörper, stand ich gefühlt stundenlang da. Die Handschellen schnitten mir in die Handgelenke. Meine Beine schmerzten. Um mich herum waren gedämpfte Stimmen zu hören. Türen öffneten und schlossen sich. Leise gingen Menschen an mir vorbei. Ich versuchte, mich auf meinen Atem zu konzentrieren.

Ich versuchte, meine rasenden Gedanken unter Kontrolle zu bringen.

Plötzlich tauchte aus dem Nichts ein Agent auf, seine Stimme an meinem Ohr, seltsam freundlich. Wo und wann ich geboren sei? Wann ich nach Russland gezogen sei? Für welche Medien ich gearbeitet hätte und in welchen Jahren?

Ich rasselte meine Biografie herunter. New Jersey, 1991. Russland, 2017. Die *Moscow Times*, dann drei Jahre später *Agence France-Presse*. Schließlich das *Wall Street Journal*, seit kurz vor dem Krieg Anfang 2022.

»Nicht ein einziger Fehler«, sagte er.

»Ich kenne mein Leben«, antwortete ich.

»Ihre *Legende*«, korrigierte er mit einem Kichern.

Ich kicherte auch. Das hatte eine beruhigende Wirkung. Man konnte sich so leichter vorstellen, dass dies eine Simulation war, ein Spiel. Sie konnten nicht wirklich denken, dass ich ein Spion war.

Vielleicht eine Stunde später, meine Beine waren fast taub, hörte ich eine Frauenstimme sagen: »Ich kann mir das nicht mehr mit ansehen.« Der Beamte packte mich am Arm und drückte mich auf eine Bank.

Doch nur Augenblicke später war ich wieder auf den Beinen. Der Beamte brachte mich in ein Büro und zog mir den schwarzen Sack vom Kopf. Das Neonlicht blendete mich. Um mich herum standen neben dem Beamten drei Männer; am anderen Ende des Büros saß ein Mann im schwarzen Anzug hinter einem Schreibtisch. Einer der Männer erklärte mir auf Englisch, er sei ein Übersetzer, und stellte die anderen beiden als Zeugen vor.

»Ich brauche keinen Übersetzer«, antwortete ich auf Russisch.

»Ich brauche meine Anwälte.«

»Sie haben noch kein Recht auf Anwälte«, sagte der Mann am Schreibtisch. »Die Festnahme ist noch im Gange.«

Der Beamte richtete purpurfarbenes UV-Licht auf meine Hände. Dann zog er die Papiere aus dem Restaurant hervor und legte sie

ebenfalls unter das Licht. Auf meinen Händen wie auch auf den Unterlagen erschienen weiße Flecken.

»Sehen Sie«, sagte der Beamte zum Mann am Schreibtisch.
»Dieselbe Substanz.«

Im Zimmer roch es muffig – ein vertrauter Geruch für jeden, der je ein russisches Verwaltungsgebäude betreten hat. An der Wand hing ein Plakat, das einen überheblich lächelnden Putin im Anzug und mit Sonnenbrille zeigte, dazu das Wort »Swoi« – einer von uns. Durch das Fenster konnte ich die leuchtenden weißen und roten Lichter eines Kentucky Fried Chicken sehen.

Der Mann im Anzug, ein »Ermittler« im russischen Strafverfolgungsjargon, erklärte mir ruhig, dass er mich der Spionage anklage, eines Verbrechens, das mit bis zu zwanzig Jahren Gefängnis geahndet wird. »Verstehen Sie, was das bedeutet?«, fragte er.

Ich nickte. Eine seltsame Erleichterung durchströmte mich, ein Gefühl, das ich bis heute zu verstehen versuche.

»Falls Sie irgendetwas sagen möchten«, fuhr der Ermittler fort,
»dann wäre jetzt ein guter Moment dafür.«

Ich bat noch einmal darum, die Anwälte des *Journal* sehen zu dürfen. Der Ermittler stand auf und verließ zusammen mit dem Übersetzer und den beiden Zeugen den Raum. Ich blieb mit dem Beamten und einem weiteren, der dazukam, zurück. Der Mann, der meine Biografie abgefragt hatte, und ich begannen uns zu unterhalten. Er schien ganz wild darauf zu sein, mit einem Amerikaner zu sprechen, zumal mit einem, der in seinen Augen ein Spion war. Ich meinerseits war darauf aus, mit einem FSB-Agenten zu reden – und mich vom Nachdenken über das, was jetzt passieren würde, abzulenken.

Er stellte Fragen zu meinem Leben in Amerika, beklagte, dass die Vereinigten Staaten im Zweiten Weltkrieg so lange gebraucht hätten, bis sie der Sowjetunion zu Hilfe gekommen seien, und fragte, ob ich glaubte, die Ukraine könne im aktuellen Krieg eine erfolgreiche Gegenoffensive gegen Russlands Invasionstruppen

starten. Vieles aus unserem Gespräch in jener Nacht Ende März 2023 ist im Nebel des Schocks verschwunden, doch an einen Moment erinnere ich mich mit absoluter Klarheit. »Man steigt nie zweimal in denselben Fluss«, erklärte mir der Ermittler tief in der Nacht, kurz bevor wir uns trennten. »Ihr Leben wird jetzt ein völlig anderes sein.«

In den drei Jahren seit jener Nacht habe ich viele Stunden damit verbracht, im Rückblick zu verstehen, wie sich mein Leben in dem Moment veränderte, wie ich vom Reporter zum Insassen und dann wieder zum Reporter wurde. Aber ich habe auch sehr viel darüber nachgedacht, wie wir – ich selbst, jener neugierige FSB-Agent und alle anderen – an diesen Punkt gekommen waren.

Der Geheimdienstmitarbeiter hatte einen Ausspruch zitiert, den man dem griechischen Philosophen Heraklit zuschreibt. Hinter Gittern sollte ich einer längeren, aktuelleren Version davon begegnen.

»Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen«, schrieb der sowjetische Emigrant und Autor Sergej Dowlatow. »Aber durch das trübe Wasser hindurch kann man den mit Blechdosen übersäten Grund erkennen.«

Dieses Buch ist mein Versuch, die Ablagerungen genauer durchzugehen.

1

**DIE PARTY IST
VORBEI**

1

VORSTADTSOWJETS

Oktober 1991 – Oktober 2017

Ich bin Amerikaner, geboren in New Jersey, doch das Land, aus dem meine Eltern kamen, war gefühlt nie weit weg.

Ich erblickte genau zwei Monate vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion das Licht der Welt. Zwölf Jahre zuvor, 1979, hatten meine Eltern das Land Richtung Amerika verlassen. Sie gehörten zu einer anhaltenden Welle jüdischer Emigration, die ein Gesetz des US-Kongresses ausgelöst hatte. Man wollte damit die Spannungen des Kalten Krieges abbauen, indem man bessere Handelsbeziehungen mit der Freizügigkeit für Sowjetbürger verknüpfte. Viele Juden hatten nur darauf gewartet.

Meine Mutter verließ Leningrad zusammen mit ihrer Mutter und landete in Detroit. Mein Vater kam mit seinen Eltern aus Odessa, der Hafenstadt in der heutigen Ukraine, die jetzt Odesa heißt, und ließ sich in Brooklyn nahe Brighton Beach nieder, in einer Gegend, die als Little Odesa bekannt ist.

Mein Vater witzelte später immer, in den Jahren vor seiner Ausreise hätten sich »zwei Juden, wenn sie sich auf der Straße trafen, nicht mit Hallo begrüßt, sondern mit der Frage: Nun, alles vorbereitet?« Die Entscheidung, zu gehen, fiel leicht. Sein Vater Mark hasste die Sowjetunion. Marks Vater, mein Urgroßvater, war nach seiner Verhaftung im Jahr 1937, auf dem Höhepunkt der

stalinistischen Säuberungen, verschwunden. Mark und seine Mutter waren dann jahrelang von Stadt zu Stadt gezogen, immer in der Angst vor Verfolgung. Je älter dann sein eigener Sohn, mein Vater, wurde, desto unruhiger wurde mein Großvater, weil er befürchtete, dieser könnte zum Wehrdienst in der Sowjetarmee zwangsverpflichtet werden.

Für meine damals 22-jährige Mutter war die Ausreise nur eine logische Konsequenz. Sie war 1957 zur Welt gekommen, mehrere Jahre nach der sogenannten Ärzteverschwörung, einer staatlich geförderten Kampagne, die dafür sorgte, dass jüdische Ärzte ihre Stellen verloren oder unter dem falschen Vorwurf, sie hätten sich zum Mord an Stalin verschworen, festgenommen wurden. Einer dieser unglücklichen Ärzte war ein Nachbar in der Gemeinschaftswohnung ihrer Eltern.

Antisemitismus überschattete den Alltag. Mein Großvater wollte meine Mutter ursprünglich Etja nennen, eine Koseform für Esther, nach seiner Schwester, die kurz zuvor verstorben war. Meine Großmutter befürchtete jedoch, dass ein eindeutig jüdischer Name ungewollte Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte, und schlug stattdessen den Namen Ella vor. Dass der unverkennbar jüdische Nachname Milman sowieso auffiel, milderte die Sorgen meiner Großmutter ganz und gar nicht. Im Übrigen: In sowjetischen Pässen waren ethnische Zugehörigkeiten angegeben, und »Jude« war eine davon – dort stand es schwarz auf weiß, für jeden sichtbar.

Als junges Mädchen liebte meine Mutter das sowjetische Literaturmagazin *Junost* (»Jugend«) und träumte davon, Schriftstellerin zu werden. Doch als sie sich für die Journalismus-Abteilung der Staatlichen Universität Leningrad bewarb, wurde sie ausgelacht. Die Frau, die ihren Antrag entgegennahm, warf nur einen Blick auf ihren Pass und sagte: »Schätzchen, bist du gerade vom Mond gefallen?«

Schließlich landete sie als Studentin am Leningrader Institut für Schiffbau. Ihre Aussichten deprimierten sie. Auf *Voice of America*

hörte sie Jazz und die Rolling Stones, aber auch Gerüchte, dass der Kreml die Juden bald zusammentreiben und sie Tausende Kilometer weit in den Osten nach Birobidschan schicken werde, in die Hauptstadt der sogenannten Jüdischen Autonomen Oblast an der Grenze zu China. Das in den 1930er-Jahren geschaffene und als erstes Gebiet mit offizieller jüdischer Selbstverwaltung angepriesene Projekt war ein administrativer und kultureller Fehlschlag, eine weitere sowjetische Farce. Für sowjetische Juden war die Vorstellung, ihr Leben in einer kalten Ecke des russischen Fernen Ostens zu verbringen, nicht besonders verlockend. Dagegen ließen die amerikanischen Radiosender die Vereinigten Staaten »strahlend und rosig« erscheinen, wie meine Mutter es ausdrückte.

Um die strengen Zollregeln zu umgehen, nähte meine Mutter ein zusätzliches Paar Goldohrringe, die ihr verstorbener Vater ihr geschenkt hatte, in ihren Rockbund ein. Auf dem Pulkowo-Flughafen in Leningrad durchsuchten die Grenzbeamten sie gründlich, fanden die Ohrringe jedoch nicht. Als sie dann das Flugzeug bestieg, schwankte sie zwischen Lachen und Weinen.

Nach mehreren harten Jahren des Neuanfangs in Detroit schaffte es meine Mutter nach New York. Dort lernte sie meinen Vater kennen. Die beiden verbanden die gemeinsame Sprache und ihr schwarzer Humor, ein Jahr später heirateten sie und ließen sich in der Universitätsstadt Princeton in New Jersey nieder, in einem Farmhaus aus der Nachkriegszeit samt obligatorischem Lattenzaun und zwei Autos in der Auffahrt. Anderthalb Stunden mit dem Zug südwestlich von Manhattan gelegen, war Princeton die Startrampe, von der aus meine Schwester Danielle und ich mit Kurs auf den amerikanischen Traum abhoben.

Auch wenn die Sowjetunion inzwischen Geschichte war, so waren sowjetische Gewohnheiten doch immer noch sehr lebendig in unserer Straße im suburbanen New Jersey. Wir sprachen Russisch. Wir schauten uns sowjetische Zeichentrickserien und Filme an. Wir lasen eher Krylows Fabeln als die von Aesop. Und unsere

englischen Namen waren für den Gebrauch außerhalb des Hauses reserviert. Wir nannten meine Schwester Dusja, während ich auf Wanja reagierte, eine Koseform von Iwan. Wenn ich mich danebenbenahm, sprach mein Vater mich mit vorgetäuschter Förmlichkeit an und hängte den Vatersnamen an meinen Vornamen: »Iwan Michailowitsch, wo hast du dich herumgetrieben?«

Unter der Woche gab es oft aufgewärmten Borschtsch und *kotlety*, Hackfleisch-Pattys irgendwo zwischen einem dicken Hamburger und einer platt gedrückten Frikadelle. Als ich mich beklagte, dass meine amerikanischen Freunde so etwas wie Taco Tuesdays oder Pizza Fridays hatten, nutzte meine Mutter die Chance, einen ihrer Lieblingssprüche anzubringen, einen, den jedes postsowjetische Kind kennt: »Ich bin kein Restaurant.« Wenn ihre Stimmung gerade nicht die beste war, erinnerte sie mich daran, dass ihr Cousin mit neun Jahren während der Blockade von Leningrad durch die Nazis verhungert war.

Der Große Vaterländische Krieg, wie der Zweite Weltkrieg in Russland genannt wird, spielte eine wichtige Rolle in unserem Leben. Hin und wieder sang uns meine Mutter »Katjuscha«, das sowjetische patriotische Kriegslied, als Schlaflied vor. Einmal kam ich von der Schule nach Hause und erzählte stolz, was ich gerade über die Heldentaten der alliierten Soldaten am D-Day gelernt hatte. Meine Mutter reagierte gereizt. »Vergiss nie, dass 27 Millionen sowjetische Soldaten und Zivilisten im Krieg gestorben sind«, sagte sie. »Es war die Sowjetunion, die die größten Opfer brachte.«

Ihr Vater war für mich immer ein Held. Mein Großvater mütterlicherseits hatte meine Großmutter, eine sowjetische Sanitäterin, in einem Zug kennengelernt, der während des Kampfes gegen die Nazis Verwundete von der Front evakuierte, wobei die genauen Umstände im Dunkel der Geschichte liegen. Das gilt im Übrigen für einen Großteil unserer Familiengeschichte, die mündlich und bruchstückhaft von Menschen weitergegeben wurde, die nach Jahrzehnten der Traumata – antijüdische Pogrome, sowjetische

Repressionen, Schicksalsschläge im Zweiten Weltkrieg – nur noch widerwillig darüber sprachen. Aus der Kriegszeit haben wir nur ein Erinnerungsstück an meinen Großvater, ein Foto aus dem Jahr 1942. »Als Andenken an denkwürdige Jahre«, hatte er geschrieben und mit »Zinnsoldat« unterzeichnet.

Meine Eltern wollten meiner Schwester und mir bewusst machen, dass unsere Wurzeln weit über die üppigen Weiden von New Jersey hinausreichen. In der Grundschulzeit verbrachten wir die Samstagvormittage mit einem Russischlehrer – eine Erfahrung, die uns geradezu als Qual in Erinnerung geblieben ist. Dusja oder Dani, wie sie von ihren amerikanischen Freunden genannt wird, fand kürzlich ein altes Arbeitsheft mit russischen Grammatikübungen wieder, das ganz tränenverschmiert war.

Dass wir zu Hause Russisch sprachen, führte immer wieder zu peinlichen Situationen: Klassenkameraden zogen mich mit Lücken in meinem Englisch auf, besonders bei allem, was mit dem Alltag zu Hause zu tun hatte. Einmal fiel mir das Wort für »Kommode« nicht ein, und ich hatte Schwierigkeiten mit dem englischen »th« – ein Lispeln, das mir ein Jahr Logopädie einbrachte.

Und doch waren Dani und ich stolz auf unser Erbe. Vielleicht zu stolz. Ich prahlte vor meinen Klassenkameraden, dass ich besser im schriftlichen Dividieren sei als sie, weil ich das aus einem sowjetischen Lehrbuch gelernt hätte. »Sowjets waren besser in Mathematik als Amerikaner«, erklärte ich. Wie die sowjetischen Komiker ihrer Jugend hatten meine Eltern keine Scheu, sich über die amerikanische Kultur lustig zu machen. Ich plapperte meinem Vater nach und witzelte, die Amerikaner würden alles Mögliche Salat nennen – Hühnchensalat, Kartoffelsalat, Nudelsalat –, nur damit sie keinen richtigen grünen Salat essen müssten.

Ihren Höhepunkt erreichten unsere sowjetischen Gewohnheiten bei Familienausflügen nach Brighton Beach. Die Eltern meines Vaters waren in Brooklyn geblieben, in einem Viertel am Meer, das im Laufe der Jahrzehnte zu einer Art lebendigem Museum

der späten Sowjetunion geworden war. Mehrmals im Jahr fuhren wir den New Jersey Turnpike hinauf, quer durch Staten Island und dann über die zweistöckige Verrazzano-Narrows-Brücke mit Blick auf die Freiheitsstatue. Nach anderthalb Stunden Fahrt in Süd-Brooklyn anzukommen, fühlte sich an wie eine Reise in eine andere Welt – unsere *eigene* Welt.

Ich mochte vor allem das Essen. Wir besuchten georgische oder usbekische Lokale, um dort Schaschlik oder gegrillte Lammkebabs zu essen – ich bevorzugte die usbekische Version wegen des Schwanzfetts zwischen den Fleischstücken –, oder gingen für Piroggen mit Sauerrahm in das Restaurant Volna («Welle») an der Promenade. Auf dem Heimweg hielten wir am Brighton Bazaar, einem Supermarkt, in dem wir russische Süßigkeiten mit Namen wie Rotkäppchen oder Klumpfußbär, Dosen mit Lachsrogen, Gläser mit eingelegten Pilzen und kartonweise *mors*, einen Beerensaft, kauften. Das aus Russland importierte *Tschudo-Jagoda* (Wunderbeere) fand ich als Kind besser als Capri-Sun oder Sunny Delight.

Warum waren meine Eltern so wild darauf, ihr Sowjettum zu bewahren, nachdem sie die Sowjetunion verlassen hatten? Zum Teil war es die Sehnsucht nach einer Heimat, die es so nicht mehr gab. Leningrad hieß nun wieder Sankt Petersburg, ein Name, den meine Mutter noch heute kaum über die Lippen bringt, und Odessas Identität wandelte sich in einer unabhängigen Ukraine. Dieselbe Sehnsucht spiegelt sich in unseren Namen wider. Dusja, der Name meiner Schwester, ist eine Kurzform für Jewdokija oder Awdotja – beides war längst außer Mode, als sie 1989 geboren wurde. Als ich zwei Jahre später auf die Welt kam, verpassten sie mir einen Namen, wie er russischer nicht sein könnte: Wanja, vergleichbar mit dem amerikanischen Johnny.

Ein weiterer Grund war vielleicht eine gewisse Enttäuschung, was ihre Wahlheimat anging. Ihre idealisierte Version von Amerika stimmte nicht in allem mit der Realität überein. In ihren ersten

Jahren in Detroit arbeitete meine Mutter sieben Tage die Woche in einer Bäckerei, als Putzfrau und in einem Burger King auf der 8-Mile-Road, in einer trostlosen Gegend, die später durch Eminem berühmt wurde. In New York schloss sie dann Freundschaft mit zwei aus der Sowjetunion emigrierten schwulen Männern, die sie wiederum mit ihren amerikanischen homosexuellen Freunden bekannt machten. Sie waren auf ihre besondere Art glücklich und eröffneten ihr die Chance, auch glücklich zu sein. An Wochenenden luden sie sie zu Broadway-Shows, in Restaurants und zu privaten Partys ein. In den folgenden Jahren starben sechs dieser Männer an Aids, und meine Mutter war verbittert darüber, dass ihre verstorbenen Freunde so dämonisiert wurden. Die Vereinigten Staaten wirkten nicht mehr ganz so strahlend und rosig.

Was meinen Vater betrifft, so begann er den in seinen Augen übereifrigen Militarismus der USA im Ausland infrage zu stellen. Eines Abends im Frühjahr 1999, ich war sieben Jahre alt, nahm ich an meiner ersten politischen Demonstration teil – einer kleinen Kundgebung in unserer Kleinstadt gegen die NATO-Bombardements in Jugoslawien, die er organisiert hatte und zu der sich einige Serben sowie Lehrkräfte der Princeton University eingefunden hatten. »Ich wollte, dass du siehst, dass es noch etwas anderes gibt als das normale Leben in Princeton, dass das Leben komplizierter und interessanter ist«, erklärte mir mein Vater später. »Ich kann nicht sagen, dass ich unpatriotisch war. Ganz im Gegenteil: Ich war besonders patriotisch. Zumindest sah ich das so.«

In jenem Sommer nahm meine Mutter meine Schwester und mich mit nach Russland. In Princeton hatte sie eine andere Emigrantin kennengelernt, eine Frau, die jeden Sommer in ihre Heimat zurückflog. Sie lud uns ein, mit ihr nach Moskau zu reisen und in einer Wohnung zu wohnen, die ihrer Familie gehörte. Meine Mutter hatte dort keine Verwandten mehr, die sie besuchen konnte, und nach zwanzig Jahren im Ausland hatte sie den Kontakt zu ihren

alten Freundinnen und Freunden verloren, doch das Angebot weckte ihre Neugier. »Ich wollte sehen, was aus diesem Ort geworden war«, erinnert sie sich. Außerdem wollte sie meiner Schwester und mir zeigen, woher sie stammte. Auch wenn mein Vater zu Hause bleiben musste, waren wir begeistert von der Reise – es war das erste Mal, dass wir die USA verließen.

Zu diesem Zeitpunkt, im August 1999, litt Russland unter einer anhaltenden Wirtschaftskrise. Ein Jahr zuvor war das Land mit seinen Inlandsschulden in Verzug geraten und konnte die Kredite nicht zurückzahlen, die die USA und Europa zur Unterstützung seines Übergangs vom Sozialismus zum Kapitalismus gewährt hatten. Der Rubel befand sich im freien Fall. Schon vor dem Zusammenbruch hatte eine Politik der sogenannten Schocktherapie, die auf die Modernisierung der Wirtschaft abzielte, stattdessen eine kleine Klasse von Oligarchen hervorgebracht, die sagenhaft reich wurden, während Millionen andere ums Überleben kämpften. Ein zweijähriger Krieg mit der abtrünnigen Republik Tschetschenien hatte das Land erschüttert. Kriminalität, Alkoholismus und Drogenkonsum grassierten.

Unsere erste Begegnung mit den Wirren der postsowjetischen Ära hatten wir unmittelbar nach unserer Ankunft. Auf der Straße kamen zwei Jungen auf die Freundin meiner Mutter zu, rissen ihr die Handtasche von der Schulter und rannten davon. Glücklicherweise befand sich nichts Wertvolles in der Tasche, aber meine Mutter war tief erschüttert. Wir wohnten in der Nähe eines Flusshafens am Moskauer Kanal, einem bei Touristen beliebten Uferviertel, und sie erinnert sich heute noch an das Chaos, das dort herrschte: Menschen, die Krimskrams verkauften, Bettler, die sie um Kleingeld angingen, eingefleischte Kommunisten, die mit Stalin-Porträts herumzogen.

Ein paar Tage später fuhren wir mit dem Zug nach Sankt Petersburg, in die Heimatstadt meiner Mutter. Nur wenige Schritte von der Isaaskathedrale mit ihrer goldenen Kuppel entfernt – deren

Fenster zerbrochen und deren Wände mit Graffiti übersät waren – sah sie Menschen, die sich am helllichten Tage Heroin spritzten, auf Sankt Petersburgs Hauptstraße, dem Newski-Prospekt, an dem sie aufgewachsen war. Abends versammelten sich Prostituierte vor unserem Hotel. »Ich war total entsetzt«, erinnert sich meine Mutter.

Meine damals neunjährige Schwester und ich nahmen das Schlimmste von dem, was meiner Mutter auffiel, gar nicht wahr, wobei wir uns beide an beinamputierte Menschen, wahrscheinlich Veteranen der Kriege in Afghanistan oder Tschetschenien, erinnern, die sich auf mit Rollen versehenen Holzbrettern fortbewegten. Am meisten beeindruckte uns die imperiale Pracht Russlands: die Eremitage, das Sommerpalais, die goldenen Türme und Kuppeln.

Vor allem aber begann ich zu begreifen, dass ich, auch wenn ich vielleicht den Menschen hier ähnelte, in Wirklichkeit von woanders kam. Eines Tages, wir waren wieder in Moskau, fuhren wir mit einem extralangen Gelenkbus, der mich an ein Akkordeon erinnerte. Ich stand im Gang auf dem Gelenk, dort, wo sich die beiden Teile des Stadtbusses trafen, und versuchte jede Bewegung mitzugehen. Eine Frau, die in der Nähe saß, fasste mich am Arm und schnauzte mich an: »Dies ist kein Spielplatz!« Ich setzte mich wieder hin.

Auf einem staubigen Rasenstück an dem Hochhaus, in dem wir wohnten, trafen sich jeden Abend Jungen zum Fußballspielen. Ich ging raus, um mitzumachen. Sie fanden es spannend, dass ein amerikanisches Kind das Spiel kannte; ich wollte ihnen klarmachen, dass ich nicht ganz und gar Amerikaner war. »Mein Name ist Evan auf Englisch, aber meine Eltern nennen mich Iwan«, verkündete ich.

»Du bist mein *tjoska*«, meinte einer der Jungen.

Ich schaute ihn verständnislos an.

»Wie bitte?«

»Tjoska. Ich meine, wir haben denselben Namen«, erklärte der Junge. »Ich heiße auch Iwan.«

Ich lief rot an. Bis dahin war mir gar nicht in den Sinn gekommen, dass meine Russischkenntnisse begrenzt sein könnten.

Kurz nachdem wir wieder in Princeton waren, kam es zu einer Serie tödlicher Bombenexplosionen in Wohnblocks in verschiedenen russischen Städten. Später tauchten Hinweise auf, wonach der FSB, Russlands Inlandsgeheimdienst, diese Bomben gelegt haben könnte. Es wurde vermutet, dass die Attacken als Vorwand für eine neue Offensive gegen die Separatisten in Tschetschenien dienen sollten.

Als in jenem September russische Truppen die widerspenstige Republik stürmten, trat Wladimir Putin ins Rampenlicht, ein ehemaliger KGB-Offizier und FSB-Direktor, der inzwischen zum Ministerpräsidenten aufgestiegen war. Der einst unauffällige Bürokrat hielt eine Rede, die seiner Beliebtheit einen enormen Schub verlieh. »Wir werden die Terroristen überall verfolgen«, sagte er. »Wir werden sie in ihren Scheißhäusern vernichten.« Am letzten Tag des Jahres trat Putin als zweiter Präsident des unabhängigen Russlands die Nachfolge von Boris Jelzin an.

Zurück in New Jersey verflüchtigte sich im Laufe der Zeit der Stolz auf mein Erbe. Oder vielmehr: Ich verdrängte ihn.

Dies war ein Stück weit unvermeidlich. Russisch sprach ich nur noch in der Familie. Ich hörte keine russische Musik, las keine russischen Bücher und sah keine russischen Filme mehr. Außerdem schuf ich mir einen engen Kreis von Freunden, die keinen Migrationshintergrund hatten. Wir hingen stundenlang zusammen rum, trieben Sport und spielten Videospiele, versuchten – meist vergeblich –, Mädchen anzusprechen, und rauchten Gras. Ich weiß noch, wie wir einmal über unser unglaubliches Glück sprachen, im großartigsten Land der Welt geboren worden zu sein.

Ein kleiner Anflug von Verbundenheit mit meiner Herkunft

blieb mir jedoch erhalten. Wir hatten mit meiner Mutter vereinbart, dass wir, falls die USA jemals bei einem Sportturnier ausscheiden sollten, als Nächstes Russland anfeuern würden. Ich war von Fußball geradezu besessen und feuerte die russische Außenseitermannschaft an, die 2008 bei der Europameisterschaft die mächtigen Niederlande besiegte. Aber das war auch schon alles.

Als ich im Herbst 2010 an das Bowdoin College in Maine ging, beschränkte sich mein Russischsein auf unregelmäßige Anrufe zu Hause. Ich mischte immer mehr Englisch in die Gespräche mit meinen Eltern, vergaß einfache Wörter und brachte die Grammatik durcheinander. Manchmal wechselte ich ganz ins Englische. »Es war wie ein Messerstich ins Herz«, erinnert sich meine Mutter.

Als Kind hatte ich ein vages Interesse am Schreiben entwickelt, dem ich mich allerdings nie mit großem Enthusiasmus gewidmet hatte. Das änderte sich im College, als durch eine Reihe von Aufständen, die als Arabischer Frühling bekannt werden sollten, Machthaber in vier Ländern im Nahen Osten und Nordafrika gestürzt und einige weitere Staaten destabilisiert wurden. Die so weit entfernten Ereignisse lösten etwas in mir aus. Eines Abends saß ich in meinem Zimmer im Studentenwohnheim, der Bildschirm meines Laptops leuchtete im Dunkeln, während meine Mitbewohner im Gemeinschaftsbereich *Call of Duty* spielten. Mit dem künstlichen Maschinengewehrgeknatter im Hintergrund verfolgte ich Aufnahmen von echten Kampfhandlungen. Mir fiel in dem Moment ein, dass ich einmal versucht hatte, einen Schulfreund davon zu überzeugen, dass Astrophysik interessanter sei als Geopolitik. »Was könnte interessanter sein als das, was in der echten Welt geschieht?«, hatte er geantwortet, und nun gab ich ihm schließlich recht. Zu Beginn meines zweiten Studienjahres ging ich ins Büro der Studentenzeitung und fragte, ob ich mitarbeiten könne.

Als ich mich dem Abschluss näherte, wusste ich nicht so genau, was ich tun wollte. Von Abenteuerlust getrieben, nahm ich über ein Stipendienprogramm eine Stelle in Thailand an und schloss mich

einer Umweltorganisation an, die sich für den Schutz der Wälder einsetzte. Die Arbeit, für die ich mich gemeldet hatte – das Verfassen von Pressemitteilungen –, langweilte mich. Eine Freundin, die die englischsprachige Website einer großen thailändischen Zeitung betreute, schlug vor, ich solle stattdessen Nachrichtenmeldungen schreiben. Sie stellte den Kontakt zu einem lokalen Fernsehteam her, das über die Bemühungen der thailändischen Regierung berichtete, Bauern aus einem Gebiet zu vertreiben, das laut Behördenangaben unter Naturschutz stand. Um zum Drehort zu gelangen, holperten das Fernsehteam und ich auf der Ladefläche eines Pick-ups auf unbefestigten Straßen dahin und schliefen in Schlafsäcken auf dem Betonboden eines Dorfversammlungshauses – eines Holzpavillons. Die Bauern erklärten mir, dass sie von dem Land, um dessen Besitz sie kämpften, ihre Familien ernährten und dass sie kein anderes Leben kannten. Ich bekam etwa 35 Dollar für diesen Artikel, und ich war Feuer und Flamme.

Am Ende meines Jahres in Asien, im April 2015, wurde ich von einem Erdbeben überrascht. Die Organisation, für die ich arbeitete, hatte ein Büro in Nepal, und ich war dorthin gereist, um Werbematerial für ihre Programme zu erstellen. Ich saß gerade in einem Café im zweiten Stock, als das Gebäude zu schwanken begann, und schaffte es irgendwie, unversehrt ins Freie zu gelangen. Schließlich suchte ich Zuflucht im Gebäude der US-Botschaft und bot an, für die mehreren Hundert Menschen zu kochen, die ebenfalls dort Schutz gesucht hatten, bis ich einen Flug nach Bangkok bekommen konnte. (Im College hatte ich einen Studentenjob als Burgerbrater gehabt, daher fühlte ich mich in der Küche wohl.) Jetzt wünschte ich mir, ich hätte als Reporter über das Erdbeben berichten können.

Als mein Stipendium auslief, zog ich nach New York, um mir eine Stelle im Journalismus zu suchen. Bis sich etwas ergab, beschloss ich, als Koch zu jobben. Ich arbeitete für ein Catering-Unternehmen und trat später zusätzlich eine Stelle als Hilfskoch im Gour-

metrestaurant Perilla im West Village an. Doch die Lernkurve in dieser Restaurantküche war zu steil für meine defizitäre kulinarische Ausbildung. »Evan, du bewegst dich so langsam, wie alte Menschen ficken«, brüllte der Chef de cuisine, als ich das erste Mal samstagsabends Dienst hatte.

Nur einen Monat später, im Januar 2016, ergatterte ich nicht nur einen Job im Journalismus – ich zog das große Los der Branche. Die *New York Times* stellte mich als Aushilfskraft im Nachtdienst ihrer Auslandsredaktion ein. Inzwischen begannen die Nachrichten aus der postsowjetischen Welt mich zu beschäftigen. Ich hatte angefangen, noch einmal intensiver über die Herkunft meiner Familie nachzudenken. Im Winter 2014 hatten prowestliche Demonstranten in der Ukraine einen Präsidenten gestürzt, der sich offen Moskau angedient hatte. Als Reaktion darauf hatte Putin seine Truppen auf die Krim geschickt, eine strategisch wichtige Halbinsel im Süden der Ukraine und ein Stützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte, die dort noch immer über einen Pachtvertrag verfügte. Nach der gewaltsamen Annexion der Krim fachte Putin auch einen Konflikt in den östlichen Regionen des Landes an, in denen die Mehrheit der Menschen Russisch sprach. Deren Rechte, so behauptete er, würden von der neuen politischen Führung in Kyjiw bedroht. Russland unterstützte separatistische Kämpfer in diesen Gebieten mit Soldaten und Waffen.

Ich geriet zunehmend in Diskussionen mit meinen Eltern, die meinten, ich sei Putins Argumenten nicht zugänglich genug. War es nicht anständig von ihm, sich um die Russen in der Ukraine zu kümmern?, fragten sie. Meine Großmutter war in Donezk, einem Epizentrum der Separatistenbewegung, zur Welt gekommen und aufgewachsen, und meine Mutter hatte die Sommer ihrer Kindheit dort verbracht. Auch in Odesa, woher mein Vater kam, wurde viel Russisch gesprochen, und wegen des Erbes der Stadt als früheres Kronjuwel des Russischen Reiches sehnten sich viele Einheimische nach einer Rückkehr unter die Kontrolle Moskaus.

Die Geografie des Konflikts machte ihn zu einer persönlichen Angelegenheit für uns. Er fand an Orten statt, die für meine Familie immer nur eine Nebenrolle gespielt hatten – als Kulisse für unsere eigentliche Geschichte – und von den politischen Umwälzungen der zwei Jahrzehnte nach dem Ende der Sowjetunion unberührt geblieben waren. Ich selbst betrachtete mich als jüdisch-russischen Amerikaner, nicht als jüdisch-russisch-ukrainischen Amerikaner, aber warum war das so? Als ich jünger war, erklärte ich Freunden, dass meine Mutter aus Russland stamme und mein Vater aus der Ukraine, »aber Odesa war sowieso immer eine russische Stadt«. Jetzt wurde diese Vorstellung – die ich ohne allzu langes Nachdenken geäußert hatte – durch Kugeln und Bomben infrage gestellt.

Als Redaktionsassistent bei der *Times* war ich nur ein Zuschauer beim Geschäft des Nachrichtensammelns. Ich beobachtete, wie die weltverändernden Ereignisse eines nach dem anderen über die Titelseiten schwappten. Erst kam die Abstimmung über den Brexit, dann die erste Wahl von Donald Trump. Inzwischen hatte ich das Gefühl, wenigstens einigermaßen verstanden zu haben, worum es im Journalismus geht. Ich wollte es selbst ausprobieren, wollte als Reporter arbeiten.

Einige meiner Kollegen meinten, dass meine Russischkenntnisse, so eingeroset sie auch sein mochten, sich jetzt vielleicht als nützlich erweisen könnten. Etwa um diese Zeit erfuhr ich, dass die *Moscow Times*, ein Medienunternehmen in englischer Sprache, das mehrere Generationen hervorragender Moskau-Korrespondenten hervorgebracht hatte, einen Reporter suchte. Ich bewarb mich.

Ein paar Wochen später, im Herbst 2017, packte ich meine Sachen und bestieg ein Flugzeug nach Moskau.

2

NACH DEM ANFANG VOM ENDE

Oktober 2017

Ich stand vor dem Imagine Café, einem Rock-'n'-Roll-Lokal am Boulevardring – der innersten von vier konzentrischen Ringstraßen, die Moskaus Stadtzentrum umgeben. Ich war frühmorgens mit dem Flugzeug gelandet, pünktlich zu einer Party, mit der das 25-jährige Jubiläum der *Moscow Times* gefeiert wurde. Die Zeitung war nur ein Jahr jünger als ich: Mein 26. Geburtstag stand eine Woche später an.

Ich konnte zwar kaum die Augen offen halten, trat aber voller Vorfreude, neue Leute kennenzulernen, in die kühle Octobernacht hinaus, um mich zu einer Gruppe Raucher zu gesellen. »Oh«, sagte eine Frau in meinem Alter, nachdem ich mich vorgestellt hatte, und gab mir eine Zigarette. »Du bist der Neue.«

Dies war mein erstes Willkommen in dem hippen Viertel Tschistyje Prudy (»Saubere Teiche«), in das ich später ziehen sollte. Es sah nicht so aus, wie ich mir Moskau vorgestellt hatte. Das Gebiet ähnelte einer modernen europäischen Innenstadt voller Läden, Restaurants und Nachtclubs.

Das Imagine Café hatte eine Bar, eine Tanzfläche und einen kleinen Balkon mit Blick auf eine ebenso kleine Bühne. Als langjähriger Treffpunkt für Expats und Moskauer war es ein angemessener Ort für eine Party zu Ehren einer Zeitung, die gegründet worden

war, um Ausländer, die in das gerade erst demokratische und kapitalistische Russland nach dem Fall der Sowjetunion geströmt waren, mit Nachrichten zu versorgen. Jetzt, da der zivilgesellschaftliche Raum wieder schrumpfte und sich die Wirtschaft nach innen wandte, kehrten viele dieser Ausländer dem Land den Rücken. Das Medium wollte deshalb sicherstellen, dass es seine Leserschaft nun vor allem außerhalb Russlands fand.

Ein paar Minuten zuvor hatte der Gründer der Zeitung, Derk Sauer, ein kleiner Niederländer mit Brille und grauem Stoppelhaar, mich den anwesenden aktuellen und früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern vorgestellt, ein paar Dutzend Leuten insgesamt. Derk hatte die Zeitung, die er 1992 gegründet und 2005 verkauft hatte, erst jüngst zurückgekauft. Das Unternehmen hatte massive Verluste gemacht, und Anfang des Jahres hatte der neue Besitzer ihm mitgeteilt, dass er es womöglich schließen müsse. Derk war nicht bereit, mitanzusehen, wie die *Moscow Times* das Zeitliche segnete oder, schlimmer noch, an einen Strohmann der Regierung verscherbelt wurde, der sie auf Kreml-Linie trimmen würde.

In seinem Versuch, die Zeitung für das digitale Zeitalter zu positionieren, hatte Derk einen großen Teil der 30-köpfigen Belegschaft entlassen. Sein Rumpfteam hatte kurzfristig einen einzigen neuen jungen Reporter angeheuert: mich. Als ich bei der Party auftauchte, wusste ich nicht, dass einige der Anwesenden – darunter auch Ola, die Frau, von der ich eine Zigarette schnorrte – gerade ihre Jobs verloren hatten. Ola sollte im Laufe der Jahre eine gute Freundin werden, aber in dem Moment war sie nicht allzu erfreut, mich kennenzulernen.

Dies war meine erste Rückkehr nach Moskau seit meinem Besuch als Kind achtzehn Jahre zuvor. Ich war in der Morgendämmerung in Domodedowo gelandet, einem der drei großen internationalen Flughäfen der Stadt. Trotz des Nachtflugs war ich vollkommen